

„So rannte ich beinahe hin und her...“

Autoethnografische Überlegungen zu mutigem Handeln in der Familienhilfe

Eva Schramm

Zusammenfassung

*Die Autorin arbeitet mithilfe von Autoethnografie am Beispiel ihrer Alltagspraxis in der Familienhilfe heraus, wie eigene Emotionen das Handeln als Sozialarbeiterin prägen. Daraus leitet sie ab, wie durch kritische Beobachtung des eigenen Denkens, Fühlens und Handelns Wissen über die soziale Ordnung generiert werden kann. Eigene Emotionen in den Diskurs zu bringen und sie kritisch zu hinterfragen, erfordert Mut, sich mit Normalitätsvorstellungen zu befassen, generiert aber auch neue Handlungsoptionen im Umgang mit Adressat*innen.*

Dieser Beitrag nutzt eine Szene meiner Alltagspraxis¹, um an ihrem Beispiel verborgene Emotionen in meinem Handeln als Sozialarbeiterin in der Familienhilfe sichtbar zu machen (vgl. Müller, 2014). In meinem alltäglichen Tun nahm ich mich selbst als mutige Fachkraft wahr, welche sich über die Maßen für die Belange und den Willen ihrer Adressat*innen einsetzte und dabei auch bereit war, Risiken einzugehen. Erst durch verschiedene Reflexions- und Befremdungsschritte erkannte ich die Mutlosigkeit in meinem Handeln, welche mich zu dem aussichtslosen Versuch bewegte, Widersprüchlichkeiten zu ignorieren.

Reflexives Handeln und Sozialarbeiterische Professionalität

In der Geschichte der Sozialen Arbeit spielten Gefühle immer eine Rolle, wengleich das „heute vorherrschende Dienstleistungsparadigma Sozialer Arbeit [...] eine gleichsam gefühlskühle Version der sozialpädagogischen Ethik“ (Müller, 2014, S. 509) darstellt. Dennoch wird die Analyse und Reflexion der eigenen Persönlichkeit, welche auch Emotionen umfasst, in Diskursen der Sozialen Arbeit häufig thematisiert (vgl. Müller, 2014).

Hans Thiersch beispielsweise hält das „spezifische sozialpädagogische Handlungsmuster“ nur durch das „Medium von Reflexion“ erreichbar: „Reflexives Handeln als Kritik und Selbstkritik ist eine elementare Konkretisierung von Professionalität“. Pädagog*innen müssen sich demnach der in ihrer Aufgabe und ihrer Person liegenden „Risiken zur Bemächtigung

des anderen, zur Beschämung, zur ‚fürsorglichen Belagerung‘ bewusst sein“ (Thiersch, 2014, S. 1067). Silvia Staub-Bernasconi fordert eine „Auseinandersetzung mit der eigenen Machtbiographie und die Reflexion der damit verknüpfenden lähmenden Erfahrungen und Phantasien der (All-)Macht wie der Ohnmacht“ (Staub-Bernasconi, 2018, S. 283). Heiko Kleve und Jan V. Wirth postulieren in ihrem Buch „Die Ermöglichungsprofession“: „Die ersten Hilfebedürftigen sind wir selbst“ und führen aus, dass „die aktuell gegebene Einstellung und Haltung der professionellen Fachkraft reflektiert werden“ sollte (Wirth, Kleve, 2019, S. 55).

Doch unabhängig davon, wie ausgeprägt das eigene Handeln reflektiert wird, ergibt sich keine Gewissheit für alltagspraktische Handlungen (vgl. Müller, 2014). Stattdessen eröffnet Reflexion die Möglichkeit, mit den Ambivalenzen und Widersprüchlichkeiten in der Zusammenarbeit mit Menschen umzugehen (vgl. Wirth, Kleve, 2019). Konträr dazu ist in der Sozialen Arbeit ein Wunsch nach Methoden verbreitet, welche Rezepte und klare Regeln für das konkrete Handeln vorgeben. Dieser Wunsch negiert die Komplexität und Widersprüchlichkeit, welche die Lebenswelt von Menschen kennzeichnet, zugunsten technologischer Abläufe (vgl. Galuske, 2009). Die Möglichkeiten, das eigene Handeln zu reflektieren, es der Kontrolle zugänglich zu machen und es mit theoretischem Wissen zu verknüpfen, sind vielfältig: Supervision, Intervision und kollegiale Beratung dienen beispielsweise dazu, Kritik und Selbstkritik zu institutionalisieren (vgl. Thiersch, 2014; Iser, 2014).

Reflexion durch Autoethnografie

Dieser Beitrag nutzt eine autoethnografische Herangehensweise, um mein Handeln als Sozialarbeiterin zu reflektieren und mit theoretischem Wissen zu verknüpfen. Autoethnografie stellt „das Selbst des Forschenden konsequent ins Zentrum des Forschungsprozesses sowie seines Ergebnisses“ (Munsch, 2015, S. 430f.). Dadurch wird es möglich, mich eigenen Emotionen und dem implizit vorhandenen Wissen anzunähern (vgl. Breidenstein et al., 2013; Reckwitz, 2016) und mein berufliches Handeln in der Kinder- und Jugendhilfe auch auf „der Ebene subjektiver Entwürfe und Deutungsmuster im Rahmen individueller Berufsbiografien“ (Cloos, 2004, S. 5) zu analysieren. Als Material dienen insbesondere Protokolle meines alltäglichen Handelns als Sozialarbeiterin, welche ich erst im Nachhinein verschriftlichte. Die dichte Beschreibung alltagskultureller Routinen meiner sozialarbeiterischen Praxis macht soziale Praktiken im Feld sichtbar (vgl. Tervooren, Schinkel, 2020). Mithilfe einer methodischen Befremdung wird Distanz zu meinem Erleben hergestellt (vgl. Breidenstein et al., 2013), welche es ermöglicht, soziale Ordnung zu erkennen.

1) Namen geändert

Emotionen und deren Reflexion in der Sozialen Arbeit

Emotionen sind Teil der Alltagspraxis in der Kinder-, Jugend- und Familienhilfe: auf der Seite unserer Adressat*innen, aber auch auf der Seite der Fachkräfte (vgl. Müller, 2014). Die Begriffe Gefühle, Affekte und Emotionen werden häufig synonym verwendet und sind nicht ohne Weiteres abzugrenzen. Für diesen Beitrag sollen sie nur kurz umrissen werden.

Gefühle sind unter anderem innere Bewertungen der Außenwelt. Sie dienen der Unterscheidung zwischen Gut und Böse und sind damit bewertend (vgl. Lohauß, 1995). Als Affekte werden Gefühle bezeichnet, die einen Menschen „dazu bewegen, etwas Anderes zu tun bzw. auf andere Weise zu tun, als sie es wollen oder zu bewirken glauben“ (Müller, 2014, S. 508). Affekte gelten darüber hinaus als unbewusst (vgl. Müller, 2014). Emotionen beinhalten ebenfalls „unbewusste und körperliche Reaktionen“ (Müller, 2014, S. 508). Affekte sind also Bestandteile von Emotionen (vgl. Lohauß, 1995). Inwiefern Emotionen sozial konstruiert sind, ist umstritten (vgl. Stemmler et al., 2014). Es gibt verschiedene Modelle unterschiedlicher Disziplinen, die versuchen, Emotionen zu beschreiben (vgl. Senge, 2013). Ein verbreitetes Modell stammt von Paul Ekman, welches mit einer begrenzten Anzahl an Basisemotionen arbeitet: „Trauer“, „Zorn“, „Überraschung“, „Angst“, „Ekel“, „Verachtung“ und „Freude“. Alle Emotionen beinhalten eine Bewertung, eine körperliche Reaktion und entsprechendes Verhalten. Sie haben die Funktion, bei Gefahren reagieren zu können, ohne lange nachdenken zu müssen (vgl. Ekman, 2017).

Erving Goffman befasst sich mit der sozialen Emotion Peinlichkeit. Peinlichkeit entsteht, wenn ein Mensch ein Bild von sich selbst inszeniert und dieses nicht zu den tatsächlichen Geschehnissen passt. Das Bild wird dabei entsprechend der Erwartungen entworfen, von denen man annimmt, dass sie von anderen Personen an einen gerichtet würden. Diese Inszenierung wird als „soziale Außenseite“ oder als „Gesicht“ bezeichnet. Die Entstehung von Peinlichkeit wird von Menschen verhindert, indem affektive Standards eingehalten werden. Inszenierte Gefühle stellen ein sinnhaftes Ausdrucksmittel in sozialen Interaktionen dar (vgl. Goffman, 1956).

Emotionen sind also sowohl subjektiv als auch „durch und durch sozial“ (Maiwald, Sürig, 2018, S. 181), weil sie Aussagen zu Normalitätsvorstellungen treffen und Bestandteile der sozialen Ordnung sind. Die kritische Annäherung an mein Handeln auf „der Ebene subjektiver Entwürfe und Deutungsmuster [...] [in] zu beobachtenden Situationen, Interaktionen und Handlungen“ (Cloos, 2004, S. 5) offenbart damit zum einen Wissen über meine Biografie und meine Wertvorstellungen, gleichzeitig aber auch Wissen über die soziale Ordnung in der Familienhilfe, welche durch alltagskulturelle Routinen hergestellt wird. Meine Emotionen, mein alltägliches Handeln, die Herausforderungen innerhalb des Kontextes, die

wahrgenommenen und bestehenden Beziehungsgefüge stehen also in einem sich gegenseitig konstituierenden Zusammenhang (vgl. Tervooren, Schinkel, 2020; Brunner, 2007).

Szenenrekonstruktion: Die verborgenen Emotionen einer Fachkraft

Die nachfolgende Szene ist ein Auszug eines Protokolls, welches ich wenige Wochen nachdem ich meine Tätigkeit als Sozialarbeiterin bei einem freien Jugendhilfeträger beendet hatte, verfasste. Es beschreibt mein erstes Aufeinandertreffen mit Cassiopeia und Frau R., ihrer Mutter. Cassiopeia war zu diesem Zeitpunkt etwa acht Jahre alt. Ich traf Frau R. und ihre Tochter an diesem Tag das erste Mal, als ich Cassiopeia aus einer stationären kinderpsychiatrischen Maßnahme abholte und sie an ihren neuen Wohnort, eine stationäre Wohngruppe der Jugendhilfe, brachte. Diesen Umzug begleitete ich gemeinsam mit ihrer Mutter. Ich war bereits in der Klinik, um am Abschlussgespräch mit Cassiopeia und den Mitarbeitenden der Klinik teilzunehmen, während Frau R. an diesem Gespräch nicht teilnehmen durfte und vor der Klinik wartete.

Nachdem [...] ich mit Cassiopeia zum Hintereingang hinauskonnte, der in Richtung des Parkplatzes führte, gab es Probleme beim Verladen der Taschen. Cassiopeia hatte wahn-sinnig viel Gepäck, welches die Mitarbeitenden der Klinik in den Flur gestellt hatten. Frau R. hatte Hausverbot und ich hatte die Anweisung, die beiden nicht alleine zu lassen. In der Situation war es mir nicht möglich, alle Vorgaben einzuhalten. So rannte ich beinahe hin und her, um beiden Anforderungen ein bisschen gerecht zu werden. Ich versuchte, so schnell wie möglich zu gehen, um die Zeiten, in denen Mutter und Tochter alleine waren, so gering wie möglich zu halten. Mich setzte die Situation enorm unter Stress, weil mir bewusst war, dass es, egal was ich tat, Vorwürfe geben könnte.

In der Beschreibung der Szene selbst habe ich meine eigenen Emotionen im Grunde nicht benannt, wenngleich sie sich in den wenigen Zeilen doch deutlich zeigen:

■ Überraschung

Eine der Emotionen, die Paul Ekman beschreibt und sich in der Szene zeigt, ist die Überraschung:

Cassiopeia hatte wahn-sinnig viel Gepäck, welches die Mitarbeitenden der Klinik in den Flur gestellt hatten.

Meine Formulierung, dass Cassiopeia wahn-sinnig viel Gepäck hatte, drückt die Überraschung über die Masse des Gepäcks aus. Ich hatte in meine Planungen nicht mit einbezogen, dass

Cassiopeia mehr als ein bis zwei Gepäckstücke haben könnte. Überraschungen wie diese sind aber fester Bestandteil der Zusammenarbeit mit „sinnhaft und selbständig handelnden Menschen“ (Wirth, Kleve, 2019, S. 37). Warum das Gepäck für Überraschung gesorgt hat, lässt sich aus dem Gesamtkontext ableiten: Frau R. hatte Hausverbot in der Klinik, konnte also beim Tragen der Taschen nicht helfen, und ich hatte die Anweisung, Cassiopeia und Frau R. nicht alleine zu lassen. Wie groß wäre wohl meine Überraschung gewesen, wenn Frau R. Cassiopeia mitgenommen hätte, während ich mit Hin- und Herrennen beschäftigt war?

■ Angst

Darüber hinaus zeigt sich in meiner Beschreibung auch die Emotion Angst:

Mich setzte die Situation enorm unter Stress, weil mir bewusst war, dass es, egal was ich tat, Vorwürfe geben könnte.

Vorwürfe befürchten bedeutet, davon auszugehen, dass jemand das eigene Handeln als falsch bewerten könnte. Da die Personen, deren Vorwürfe mir Angst machten, nicht anwesend waren, wirkt es fast so, als konnten sie mich und mein Handeln wie in einer Art Panopticon, mit einem allumfassenden Blick beobachten, ohne dass ich je einschätzen konnte, wann ich beobachtet und bewertet wurde. Ich versuchte daher, eine Fehlerfreiheit zu inszenieren, von welcher ich glaubte, dass sie von mir erwartet würde.

■ Peinlichkeit

Sichtbar wird auch der von Erving Goffman erläuterte Versuch, Peinlichkeit zu verhindern. Peinlichkeit entsteht dann, wenn ein inszenierter Eindruck in sozialen Beziehungen nicht zu den tatsächlichen Geschehnissen passt:

Frau R. hatte Hausverbot und ich hatte die Anweisung, die beiden nicht alleine zu lassen. In der Situation war es mir nicht möglich, alle Vorgaben einzuhalten. So rannte ich beinahe hin und her, um beiden Anforderungen ein bisschen gerecht zu werden.

In diesen Formulierungen wird meine wahrgenommene und reale Eingebundenheit in ein komplexes Beziehungsgeflecht besonders deutlich (vgl. Brunner, 2007). Die Personen, mit welchen ich mich in einer entsprechenden Beziehung befand, waren in der Szene selbst nicht körperlich anwesend. Dennoch inszenierte ich durch das Hin- und Herrennen eine soziale Außenseite, ein Gesicht, welches die von mir angenommene Erwartungen erfüllte. Entgegen der Aussichtslosigkeit dieses Unterfangens versuchte ich, Anweisungen und Vorgaben zu erfüllen, welche ich selbst während der Handlung als widersprüchlich ansah.

Mut und verborgene Emotionen in der Alltagspraxis der Familienhilfe

Obwohl ich in der Beschreibung der dargestellten Szene versucht hatte, Angst, Überraschung und Peinlichkeit zu verbergen, lassen sich diese Emotionen leicht herausarbeiten. Aussagen über Emotionen stellen zwar immer eine „Rekonstruktion höherer Ordnung“ dar als „die Erfahrung der Emotion selbst“ (Senge, 2013, S. 19), dennoch sind sie als fester Bestandteil der Alltagspraxis in dieser erkennbar. Sich mit den eigenen Emotionen als Fachkraft zu befassen, erfordert Mut in verschiedener Hinsicht, ist aber letztlich äußerst lohnenswert.

■ Mut, alltagspraktische Erfahrungen zu verbalisieren

Mut ist bereits in der Beschreibung der eigenen Alltagspraxis gefragt. Anhand der von mir genutzten Szene wird offensichtlich, wie ausgeprägt Formulierungen, Deutungen und das konkrete Handeln Einblicke in Glaubenssätze, Emotionen, Loyalitäten und Normalitätsvorstellungen gewähren. Das heißt, subjektive Erfahrungen können implizite Normalitätsvorstellungen sichtbar machen (vgl. Munsch, 2015). Durch die Beschreibung sind außerdem Rückschlüsse darauf möglich, warum Sozialarbeitende sich auf eine bestimmte Weise verhalten (vgl. Breidenstein et al., 2013). Das Beobachten des eigenen Denkens und Handelns ermöglicht demnach, neue Denk- und Handlungspotenziale zu erkennen und zu entwickeln (vgl. Wirth, Kleve, 2019).

■ Mut, eigene Emotionen in der Alltagspraxis wahrzunehmen

Die von mir ursprünglich gewählte Darstellung der Szene verzichtet zu einem großen Teil auf eine Benennung meiner eigenen Emotionen. Dies könnte ein Hinweis auf die soziale Praktik in der Familienhilfe sein, eine möglichst neutrale, distanzierte Fachsprache zu nutzen – wengleich auch neutrale Beschreibungen in enger Verbindung zu Emotionen stehen. Da Emotionen nicht nur subjektive Empfindungen beinhalten, sondern zugleich ein wesentlicher Bestandteil der sozialen Phänomene sind, lässt sich durch deren Wahrnehmung das Verständnis über die soziale Praktik selbst erweitern (vgl. Reckwitz, 2016). Um dabei zwischen Emotionen von Adressat*innen und mir als Fachkraft zu unterscheiden, ist der Zugang zu eigenem Erleben unerlässlich.

■ Mut, mit Überraschungen umzugehen

Mit Menschen zusammenzuarbeiten bedeutet immer auch, dass Unvorhergesehenes geschehen kann. Die Überraschung kann dabei scheinbar unbedeutend sein wie eine unerwartete Masse an Gepäck und dennoch Einfluss auf das weitere Handeln haben. Dabei spielt es keine Rolle, an welcher Handlungsleitlinie ich mich im Alltag orientiere: Es ist nicht

möglich, alle Aspekte und Zusammenhänge zu erfassen und Überraschungen zu vermeiden (vgl. Staub-Bernasconi, 2018). Der Wunsch, den Umgang mit Menschen über Pläne und Technologien abzusichern, ist aber auch aus ethischen Gründen verwerflich (vgl. Wirth, Kleve, 2019). Das Wissen darum, dass sozialarbeiterische Alltagspraxis nicht umfassend planbar ist, erfordert höchste Anpassungsfähigkeit: Wir benötigen den Mut, eine „professionelle Überraschungsfähigkeit“ zu entwickeln und damit „einen authentischen und lebendigen Zugang“ zu unseren Adressat*innen zu schaffen (Wirth, Kleve, 2019, S. 38).

■ **Mut, Zugehörigkeiten und deren Auswirkungen auf das eigene Handeln aufzudecken**

In der dargestellten Szene handelte ich auch aufgrund meiner Eingebundenheit in soziale Beziehungen, wie beispielsweise einer wahrgenommenen Zugehörigkeit zu anderen Fachkräften. Diese Zugehörigkeit inszenierte ich durch die Befolgung von widersprüchlichen Vorgaben und Anweisungen. Die Reflexion des alltäglichen Handelns erfordert die Berücksichtigung der Konstruktion von sozialen Beziehungen und bestehender Machtstrukturen (vgl. Staub-Bernasconi, 2018; Brunner, 2007). Denn soziale Faktoren haben einen entscheidenden Einfluss darauf, ob ich mutig Entscheidungen treffe oder mutlos versuche, durch Hin- und Herrennen eine soziale Außenseite zu inszenieren.

■ **Mut, mit Vieldeutigkeit umzugehen und bewusst Entscheidungen zu treffen**

In der Auseinandersetzung mit der genutzten Szene offenbarte sich nach und nach, dass ich versuchte, das Treffen von Entscheidungen zu umgehen, indem ich hin- und herantate. Um Entscheidungen zu treffen, wäre es nötig abzuwägen, welche persönlichen Risiken und welche für Adressat*innen bestehen. Diese Risiken müssen wahrgenommen und auf ihre Grenzen hin reflektiert werden (vgl. Staub-Bernasconi, 2018), um bewusste Entscheidungen für das konkrete Handeln treffen zu können. Hierbei gilt es anzuerkennen, dass es in der Sozialen Arbeit selten Eindeutigkeiten gibt. Der Mut, Entscheidungen zu treffen, erfordert damit auch die Bereitschaft, Verantwortung für das eigene sozialarbeiterische Handeln zu übernehmen – in dem Wissen, dass auch eine andere Entscheidung möglich gewesen wäre.

■ **Mut, kritisch zu reflektieren und aus Erfahrungen zu lernen**

Welche Folgen getroffene Entscheidungen haben und wie die Alternativen ausgesehen hätten, lässt sich oft erst im Nachhinein bewerten. Eine Folge meiner Mutlosigkeit war der Stress, welchen ich aufgrund des aussichtslosen Versuchs, Widersprüchlichkeiten zu ignorieren, empfand. Das Sprechen über Unsicherheiten in der Problemkonstruktion und den Umgang damit, eröffnet neue Perspektiven und Handlungsalternativen. In der Reflexion können durch das Erkennen von Widersprüchlichkeiten und das Aufstellen von Thesen und

Gegenthesen Einsichten gewonnen werden (vgl. Wirth, Kleve, 2019). Die Bewertung von alltäglichem Handeln und (nicht) getroffenen Entscheidungen „erleichtert das Finden und Weitergeben von Prozess- und Sachwissen, das es wert ist, bewahrt zu werden“ (Wirth, Kleve, 2019, S. 39f.). Dazu steht eine Vielzahl an Hilfsmitteln zur Verfügung: Supervision, Intervision, kollegiale Beratung, aber auch Autoethnografie. Sie alle arbeiten damit, Unsicherheiten zu zeigen und sie zu nutzen (vgl. Wirth, Kleve, 2019).

Schlussbetrachtung

In der autoethnografischen Auseinandersetzung mit meiner Alltagspraxis habe ich für diesen Beitrag sichtbar gemacht, was ich in der Beschreibung der Szene selbst ursprünglich verborgen halten wollte: Emotionen und Zugehörigkeiten, die mich im Zusammenhang mit meinem Handeln als Sozialarbeiterin in der Familienhilfe beeinflussten. Sie spiegeln sich in Worten, Formulierungen und insbesondere auch in dem, was ich nicht oder nur verschleiert beschrieben habe.

Diese Emotionen wahrzunehmen, als Teil der sozialen Praxis anzuerkennen und zur Sprache zu bringen erfordert Mut, denn Emotionen beinhalten immer auch Informationen über eigene Werte und Normalitätsvorstellungen. Gleichzeitig ist dieser Mut lohnenswert: Emotionen gewähren darüber hinaus eine besondere Einsicht in die soziale Ordnung und den Kontext, in welchem ich mich bewege. Sie können dazu dienen, diese soziale Ordnung sichtbar zu machen, und mich in eine Lage versetzen, in der ich begründete Entscheidungen treffen kann. Gerade dann, wenn die eigene Mutlosigkeit sichtbar wird, kann sie besonders gewinnbringend für das alltägliche Handeln sein. Der dafür notwendige Mut bringt damit einen direkten Mehrwert für die Adressat*innen sozialarbeiterischen Handelns.

Literatur

- Breidenstein, G., Hirschauer, S., Kalthoff, H., Nieswand, B. (2013). Ethnografie. Die Praxis der Feldforschung. Konstanz und München: UVK.
- Brunner, J. E. (2007). Systemische Beratung. In: Nestmann, F. und Sickendiek, U. (Hg.). Das Handbuch der Beratung 2: Ansätze, Methoden und Felder. 2. Auflage. Tübingen: Dgvt-Verlag, S. 655-661.
- Cloos, P. (2004). Ausbildung und Beruf. Überlegungen zu einer Verhältnisbestimmung auf der Basis einer ethnografischen Studie zu Organisationskulturen und beruflich-habituellen Profilen in der Kinder- und Jugendhilfe. Dortmund/München: Deutsches Jugendinstitut.
- Ekman, P. (2017). Gefühle lesen. Wie Sie Emotionen erkennen und richtig interpretieren. 2. Auflage, Nachdruck. Berlin, Heidelberg: Springer.
- Galuske, M. (2009). Methoden der Sozialen Arbeit. Eine Einführung. 8. Auflage. Weinheim und München: Juventa.

- Goffman, E. (1956). Embarrassment and social organization. In: American Journal of Sociology 62, S. 264-271.
- Iser, A. (2014). Supervision. In: Otto, H.-U. und Thiersch, H. (Hg.). Handbuch Soziale Arbeit. 5., erweiterte Auflage. München: Ernst Reinhardt Verlag, S. 1714-1722.
- Lohauß, P. (1995). Moderne Identität und Gesellschaft. Theorien und Konzepte. Opladen: Leske/Budrich.
- Maiwald, K.-O., Sürig, I. (2018). Mikrosoziologie. Eine Einführung. Studentexte zur Soziologie. Wiesbaden: Springer VS.
- Müller, B. (2014). Gefühle, Emotionen, Affekte. In: Otto, H.-U. und Thiersch, H. (Hg.). Handbuch Soziale Arbeit. 5., erweiterte Auflage. München: Ernst Reinhardt Verlag, S. 508-515.
- Munsch, C. (2015). Subjektive Erfahrungen der im Feld verstrickten Forschenden. In: Zeitschrift für Sozialpädagogik, 04/2015. Weinheim: Beltz Juventa 13 (04), S. 420-440.
- Reckwitz, A. (2016). Praktiken und ihre Affekte. In: Schäfer, H. v. (Hg.). Praxistheorie. Ein soziologisches Forschungsprogramm. 1. Auflage. transcript, S. 163-180.
- Senge, K. (2013). Die Wiederentdeckung der Gefühle. Zur Einleitung. In: Senge, K. und Schützeichel, R. (Hg.). Hauptwerke der Emotionssoziologie. Wiesbaden: Springer VS, S. 11-32.
- Staub-Bernasconi, S. (2018). Soziale Arbeit als Handlungswissenschaft. Soziale Arbeit auf dem Weg zu kritischer Professionalität. 2. Auflage. Opladen & Toronto: Verlag Barbara Budrich.
- Stemmler, G., Schmidt-Atzert, L., Peper, M., Heuer, H., Hasselhorn, M., Schneider, S. (2014). Emotionspsychologie. Ein Lehrbuch. 2., vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Stuttgart: W. Kohlhammer Verlag.
- Tervooren, A., Schinkel, S. (2020). Ethnografie und informelles Lernen. In: Harring, M. und Witte, M. D. (Hg.). Enzyklopädie Erziehungswissenschaft online. Informelles Lernen. Weinheim und Basel.
- Thiersch, H. (2014). Moral und Soziale Arbeit. In: Otto, H.-U. und Thiersch, H. (Hg.). Handbuch Soziale Arbeit. 5., erweiterte Auflage. München: Ernst Reinhardt Verlag, S. 1058-1089.
- Wirth, J. v., Kleve, H. (2019). Die Ermöglichungsprofession. 69 Leuchtfelder für systemisches Arbeiten. Heidelberg: Carl-Auer.

Eva Schramm ist Erzieherin und Sozialarbeiterin (M. A.). Bis Ende 2019 übernahm sie eine Stabsfunktion bei einem sozialräumlich organisierten freien Träger der Kinder-, Jugend- und Familienhilfe. Dort beschäftigte sie sich insbesondere mit stationären Hilfen zur Erziehung und fragte danach, wie diese flexibel, systemisch und als integrierte Bestandteile von Gemeinwesen gestaltet werden können. Seit 2019 arbeitet Eva Schramm als Lehrkraft für besondere Aufgaben an der Universität Siegen und forscht autoethnografisch zu Herausforderungen in der Arbeit mit dem Willen von Adressat*innen.
eva.schramm@uni-siegen.de